

Allgemeine Modes-Zeitung

N^o 3.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Plüts, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Schach!

Erzählung von C. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Bis jetzt hatte Anastasio ruhig bei der Schwester verweilt, aber nun, da er sie unter dem Schutze eines Mannes wußte, vermochten ihre Bitten nicht, ihn zu einem längern Aufenthalte zu bestimmen. Er sehnte sich fort von dem öden einsamen Strande in das Gewühl der Welt. Von Natur lebhaft, mit reger Phantasie begabt, konnte er sich nichts Schöneres, nichts Entzückenderes denken, als die Städte, die Kunstwerke, von denen der Doctor, wenn er, was freilich selten der Fall, bei guter Laune war, mit Bewunderung gesprochen hatte. Und hatte er zu weiten Reisen in ferne Länder etwa nicht die nöthigen Mittel? Befand er sich nicht in dem Besitze der seiner Meinung nach ungeheueren Summe von hundert vollwichtigen Zechinen? Mit Entzücken dachte er an den Augenblick, wo er Neapel, Rom, Mailand, Venedig sehen würde. Plötzlich fiel ihm indes ein Gedanke schwer auf's Herz. Er sollte nach den Bestimmungen des Verstorbenen zuerst nach Palermo zu dem Abbate Pozzi gehen, sich dort in der Mathematik vervollkommen und — Unterricht geben. Hatte der Doctor dies aber auch wohl bedacht? War es nicht besser, zuerst die Welt sehen und dann Unterricht geben? Ueberhaupt konnte der Abbate gleichfalls ein so alter grämlicher Mann wie der Doctor sein, in eben solcher Einsamkeit leben. Wozu nützte

dann der ansehnliche Schatz von hundert Zechinen? Adieu dann Rom, Neapel, Venedig mit allen Sehenswürdigkeiten auf lange Zeit! — „Nein!“ rief Anastasio, nachdem er hinreichend über diesen Gegenstand nachgedacht hatte; „mich unter todten Büchern und Instrumenten einzusperrn, dazu ist es stets noch Zeit. Was nützt alles Studiren und Grübeln, wenn es dem Forscher solche Früchte trägt, wie sie der arme Doctor Francesco Neri geerntet? Ich will genießen, und dazu habe ich Jugendkraft, Jugendlust und vor Allem — hundert Zechinen! Nicht nach Palermo zu einem alten rechnenden Abbate, nach Syracus und von da nach Neapel, mitten ins schöne, volle, rauschende Leben, geht mein Weg!“

Obwohl er Camilla ungemein liebte, so war er doch von der Trennung bei weitem weniger als diese ergriffen. Er sah sich im Geiste schon auf dem Forum Roms, dem Markusplatz Venedigs, in der Strada Toledo zu Neapel.

Als er bereits sein Bündel geschnürt hatte, um von der Schwester Abschied zu nehmen, bat ihn diese, sich doch etwas aus dem vor ihr ererbten Nachlasse des Doctors zum Andenken auszuwählen. Sie schlug ihm den Trinkbecher des Alten dazu vor. Obgleich dieser von Silber und gut gearbeitet war, so lehnte Anastasio dies Geschenk dennoch ab. Was sollte ihm auch der altfränkische verbogene Becher? Ueberdies hatte er ja hundert Zechinen im Beutel; er konnte sich sobald er Lust hatte einen weit schöneren kaufen!

Eben so war es mit anderen Dingen, welche ihm die Schwester nannte. Etwas, meinte diese endlich, würde doch nach seinem Geschmacke und als ein Andenken an sie wie an den Verstorbenen ihm werth sein.

„Wohlan!“ rief er, doch mehr um den Wunsch der Schwester zu erfüllen als einen eigenen zu befriedigen. „Ich weiß etwas, was Du mir geben kannst, da es für Dich und Deinen Mann eine unnütze Geräthenschaft ist. Schenke mir das hübsche Schachspiel, mit welchem sich der Doctor oft beschäftigte und Gott weiß, welche Berechnungen und Combinationen daran knüpfte. Ich habe oft, zu meinem Verdruß, da ich nie eine Partie gewann, mit ihm darauf spielen müssen. Vielleicht gelingt es mir besser, wenn nicht ein alter Murrkopf, sondern ein lustiger Geselle mein Gegner ist, und nicht ein Wasserkrug, sondern eine Foglietta Lacrima Christi dabei zwischen uns steht.“

Voll Freude, daß Anastasio endlich eine Wahl getroffen, holte die Schwester das Schachspiel herbei. Es war sehr hübsch gearbeitet, ja ein kleines Kunstwerk in seiner Art. Schon der Umstand, daß es sich in einem Kästchen, das mit Purpursammet überzogen war, befand, deutete auf dessen Werth.

Camilla öffnete das Kästchen, um Geronimo, der dergleichen noch nicht gesehen, die Geräthschaften zu zeigen. Das Schachbret war von Ebenholz und Perlenmutter gearbeitet und am Rande mit Gold recht zierlich, wiewohl nicht reich, ausgelegt. Die Figuren befanden sich in zwei besonderen Kästchen, welche, so wie das Schachbret, in das größere eingepaßt waren. Auch sie waren von Perlenmutter und Ebenholz. Ein paar Blätter Papier, zusammengelegt und, wie es schien, mit Zahlen beschrieben, lagen wie zum Schutz vor Staub oder Beschädigung in dem Deckel der Kiste. Anastasio wollte sie eben herausnehmen, um sie unter den Tisch zu werfen, als ihn Camilla mit dem Bemerkten davon abhielt, daß die Schrift von der Hand des Doctors sei, und daß er die Blätter zum Andenken doch in dem Kästchen lassen solle. Anastasio eröthete ein wenig bei den Worten der Schwester. Er sah in ihnen eine Art Vorwurf wegen Mangel an Pietät gegen das Andenken eines Mannes, dem er doch so Manches verdankte, und verschloß die Papiere sorgfältig in die Kiste.

In der That hatte es Camilla unangenehm berührt, daß sich Anastasio so leicht über den Tod des Doctors zu trösten schien und an nichts als an seine Reise dachte. Sie selbst verfuhr ganz anders, obwohl

sie oft durch die üble Laune des Alten zu leiden gehabt. Alles, was sie von ihm ererbt, war ihr theuer und werth, ja das Skapulier, das kleine Beuteltchen, das er ihr geschenkt, hielt sie in Ehren, daß sie es, selbst wenn es nicht, wie sie meinte, irgend eine Reliquie enthalten sollte und er sie auch nicht ausdrücklich dazu aufgefordert hätte, dennoch fortwährend auf der Brust getragen haben würde. — Der leichte Sinn Anastasio, der Drang, die Welt kennen zu lernen, erleichterte ihm auch den Abschied von der Schwester, und während sie ihm von einem Hügel aus, der die Gegend beherrschte, noch lange Zeit weinend nachblickte, wandelte er bereits leichten Herzens den Weg nach Syracus.

Hier war sein erster Gedanke, sich so stattlich wie möglich auszustaffiren; er wollte nicht für einen armen Menschen gelten, der nach Neapel käme, dort in einer niedern Sphäre ein ärmliches Unterkommen zu finden. Nach zwei Tagen war auch in der That sein Keuferes dergestalt verändert, daß, als er sich nach einer Schiffsgelegenheit nach Neapel umthat, der Eigenthümer eines Trabaccolo, der eben unter Segel zu gehen im Begriff war, so wie er den jungen, in einem Anzuge von braunem Sammet, mit Feder auf dem Hut und Degen an der Seite, sich recht stattlich ausnehmenden Mann zu Gesicht bekam, unter einer Menge Kratzfüße versicherte, daß er sich ungemein glücklich fühlen würde, einen so lebenswürdigen Cavalier am Bord seines Schiffes zu sehen. Diese Höflichkeit that Anastasio, der durch den Doctor eben nicht besonders verwöhnt worden war, ungemein wohl, nur bezahlte er sie durch den doppelten Betrag dessen, was er bei einem etwas bescheideneren Aufzug erlegt haben würde, ein wenig theuer. —

Die Ueberfahrt war schnell und glücklich. D wie schlug dem muntern, lebenslustigen Jünglinge das Herz, als an einem schönen Morgen Capri, Ischia, Procida nacheinander aus dem blauen Meere aufstauten und endlich das Schiffchen mit vollen Segeln in den belebten Hafen der glänzenden, entzückend gelegenen Königstadt einlief! — Ja, der Doctor hatte viel zu wenig von Neapel gesagt! Hier war Alles Lust, Reiz und Vergnügen!

Mit vollen Zügen schlürfte Anastasio den Kelch des letztern. Er sah und genoß, was zu sehen und zu genießen war. Alles das Neue, Ungewohnte entzückte ihn. Doch das Beste sollte noch kommen. Anastasio ging eines Tages am Strande in jener Gegend,

die später den Namen „Villa reale“ erhielt und die schon damals für die schönste Promenade der Stadt angesehen wurde, spazieren und dachte darüber nach: ob nicht der Doctor sich geirrt, indem er das Gold für ein Unglück erklärte, und wenn dies der Fall gewesen, ob er dann nicht besser gethan, sein Geheimniß dem Pflugesohn anstatt der hundert Zehinen zu vermachen, indem unbegreiflicher Weise sich letztere Summe, so groß sie immer war, bereits um das starke Drittheil vermindert hatte. Während der Jüngling zum ersten Male seit dem Tode des Doctors sich dergleichen Gedanken machte, blieb er plötzlich wie zu Stein geworden vor zwei lustwandelnden Personen stehen. Die eine derselben war ein alter Herr in einem schwarzen Anzuge, über den er einen Scharlachmantel trug. Sein Haar war bereits ergraut, seine Physiognomie trug einen stolzen und dabei wenig angenehmen Ausdruck, sein Blick war scharf und stechend; er hatte etwas von dem Blicke Francesco Neri's. Alles dies wäre indeß nicht hinreichend gewesen, auf Anastasio einen so gewaltigen Eindruck zu machen, aber der alte Herr führte eine Dame am Arme, so schön und reizend, wie Anastasio noch nie gesehen. Es war ein Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren. Auf den dunkeln Locken trug sie einen runden Hut mit Federn geschmückt. Den blendendsten Hals umschloß ein hoher Kragen, unter dem eine goldene Kette mit Medaillon auf die Brust herabhing. Der Schnitt des seidnen Kleides war spanisch, wie es die Mode der Zeit gebot.

Anastasio war von dem Anblick wie geblendet. Es war ihm, als habe er in die Sonne geschaut und ein Strahl derselben sei ihm unter einem bis dahin nie gefühlten Wohl und Weh tief ins innerste Herz gedrungen. Ohne zu wissen, was er that, riß er sein Barett von den Locken und machte den Beiden eine tiefe Verbeugung, die der alte Herr leicht und befremdet erwiderte, während die Dame Anastasio erröthend ansah und ihm mit einer gewissen Verlegenheit, jedoch mit freundlicher Miene dankte. Wie in Verzückung blieb der Jüngling eine Weile stehen. Plötzlich besann er sich. Er mußte erfahren, wie die Dame heiße, wo sie wohne, wer ihr Begleiter sei. Schon aber waren die Fremden mitten im Volksgewühl. Noch erblickte er ein paar Mal die Federn, die über dem Haupte der Dame schwankten. Jetzt bogen die Fremden um eine Ecke. Anastasio eilte mit schnellen Schritten ihnen nach, aber — sie waren bereits verschwunden.

Vierzehn Tage verweilte Anastasio in Neapel. Den größten Theil dieser Zeit brachte er in der Nähe jenes Spazierganges zu, wo er das Mädchen, das einen so unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, zuerst gesehen hatte. Ein Mal, so glaubte er, müsse er sie wiedersehen. Seine Hoffnung ward getäuscht. So oft er auch den Spaziergang, den Hasen, alle öffentlichen Plätze durchstreifte, so eifrig er sich auch durch die Menge drängte, sobald er nur von Weitem eine Feder auf einem runden Hute wehen sah, so war doch Alles umsonst, die Schöne schien für immer verschwunden. Die Ueberzeugung, sie hier nicht mehr auffinden zu können, verleidete ihm bald Neapel. Der Doctor hatte, wenn er bei guter Laune war, oft von den Römerinnen gesprochen und sie äußerst schön genannt. „Unter diesen Schönen,“ so sagte sich Anastasio, „muß es eine Schönste geben! Wer aber könnte dies sein, als jene Unvergleichliche! Gewiß, sie ist eine Römerin!“ — Des Tag darauf befand er sich auf dem Wege nach der ewigen Stadt.

Doctor Neri hatte zu den Geschwistern am meisten von Rom, wo er lange Zeit sich aufgehalten, gesprochen. Anastasio befand sich deshalb hier auf einem am meisten ihm bekannten Boden. Er sah alle Merkwürdigkeiten des alten und neuen Roms, aber am meisten sah er, ob er nicht die Unbekannte, die ihn beim ersten Anblick in Neapel so gefesselt hatte, erblicken würde. Leider war dies nicht der Fall. Mit Schmerz sah er die Hoffnung, sie wieder aufzufinden, immer mehr verschwinden. Gab er diese nun auch nicht gänzlich auf, erblickte das Bild der schönen Unbekannten auch nicht in seinem Herzen, so ließ ein ganz eigenthümlicher Umstand es dennoch auf einige Zeit etwas in den Hintergrund treten. Eine andere Person ward für den Augenblick der Gegenstand aller seiner Gedanken.

Dies war indessen keineswegs eine jener hohen stolzen Römerinnen mit dem glänzenden Haar, dem starken Nacken, der vollen Brust, es war vielmehr ein kleiner, kahlköpfiger, krummbeiniger Kerl, in dem man durchaus nicht einen Enkel der Scipionen, der Horazier und Curiazier erkannt haben würde, mit einem Worte, es war der Wirth der Herberge, bei dem Anastasio bereits seit drei Wochen logirte. Daß derselbe aber das Interesse Anastasios auf so außerordentliche Weise rege machte, ging folgendermaßen zu. Der junge Mann hatte sich, sobald er in Rom eingetroffen war, nach der allerbesten Locanda erkundigt und man

ihm die des Nicola Pescatini als solche, jedoch mit dem Beifügen, genannt, daß dieselbe für übermäßig theuer gelte. Dies war für den jungen Mann indeß eher ein Anzugs- als ein Abschreckungsmittel gewesen. „Was theuer ist, muß auch gut sein!“ so sagte er zu sich, und in der That galt die Locanda „zum Fische“ allgemein dafür. Eine Menge junge Römer, welche Geld und Zeit im Ueberfluß zu verschwenden hatten, waren täglich dort versammelt, und Anastasio machte so viel angenehme Bekanntschaften, er fand im Raschen des „Fisches“ eine solche Anzahl liebe Freunde, Tisch- und Trinkgenossen, daß er dem Manne, der ihm den letztern empfahlen, überaus dankbar war. Es verstand sich von selbst, daß Anastasio, nachdem er so oft der Gast seiner Freunde bei Ausflügen in Ferne und Nähe gewesen war, Bedacht nehmen mußte, dies auf eine gute Weise auszugleichen, und so gab er denn eines Tages seinen Freunden ein recht stattliches Bankett, welches Signor Pescatini den Wünschen des jungen Mannes nach auf's Beste eingerichtet hatte. Am folgenden Morgen war Anastasio indeß kaum von seinem Lager aufgestanden, als der Wirth unter vielen Bücklingen und Entschuldigungen, so früh zu stören, ins Zimmer trat. Er sagte: Der geehrte Signor werde verzeihen, daß er mit einem kleinen Anliegen komme. Es sei nämlich im „Fische“ seit langen Zeiten der Ordnung wegen so hergebracht, daß jedem gewöhnlichen Gast von acht zu acht Tagen, Standespersonen aber nach Ablauf von vier Wochen die Rechnung zu geneigter Saldirung vorgelegt würde. Er erlaube sich dies nun heute gleichfalls zu thun und komme deshalb persönlich um Entschuldigung zu bitten, wenn er von diesem löblichen Hausgebrauch keine Ausnahme zu machen im Stande sei. Anastasio bedeutete ihn mit huldvollem Lächeln, sich deshalb nicht die geringsten Scrupel zu machen und die Rechnung, welche heute prompt bezahlt werden solle, gefälligst auf den Tisch zu legen. Nachdem der junge Mann in Ruhe gefrühstückt und seinen Anzug vollendet, fiel ihm ein, einen Blick auf die Rechnung zu wenden. Sie betrug gerade die runde Summe von funfzig Zechinen. —

Anastasio erschrak nicht wenig, als ihm einfiel, daß dies gerade die Hälfte des von Neri empfangenen Geldes betrage. Indes — es war ja nur die Hälfte! Freilich hatte er in Syracus, Neapel, auf der Reise manche Ausgaben gehabt, und so fand er es am Ende nicht unangemessen, den Bestand seiner Kasse zu über-

schlagen. Er öffnete seinen Beutel und fand gerade — neunundvierzig Zechinen.

Dies hatte er nicht erwartet! Er glaubte sich verrechnet zu haben. Er zählte und zählte; es blieb bei neunundvierzig Zechinen. — Der Aermste ward ganz geisterbleich, als an dem Facit seiner Kassenrechnung kein Zweifel mehr war. Es stimmerte ihm vor den Augen. Goldstücke, Tisch, selbst das Zimmer, Alles tanzte vor seinen Blicken. Laut seufzend warf er sich in einen Lehnstuhl und fing endlich bitterlich an zu weinen. Er war ganz trostlos. Als er wieder etwas seiner Geisteskräfte mächtig war, begann er mit sich zu Rathe zu gehen, was zu thun. Daß er Rom verlassen mußte, verstand sich von selbst. Mit den neunundvierzig Zechinen, oder ohne dieselben? das war die Frage. Sie war es aber nur einen Augenblick. „Nein!“ rief sein besseres Selbst. „Lieber ein Bettler als ein Betrüger!“ Ohne Geld aber, auf der Reise, in der Fremde, was sollte er anfangen? Auf's Neue stellten sich Schmerz und Verzweiflung ein. „O, Doctor! Doctor!“ rief er, „Du hast Dich erschrecklich geirrt! Deine Combinationen haben Dich bei einem sehr wesentlichen Punkte im Stiche gelassen! Das Gold ist nur dann ein Unglück, wenn man dessen — zu wenig hat.“

Wochte dem nun indeß sein wie ihm wollte, der „error in calculo“ mit Francesco Neri zu reden, war nach dessen Tode und nachdem er sein Geheimniß mit ins Grab genommen, nicht wieder gut zu machen. Inzwischen mußte ein Plan gefaßt werden. Seufzend entwarf ihn Anastasio folgendermaßen. Er wollte dem Wirth die neunundvierzig Zechinen ehrlich überliefern, durch dessen Hilfe das, was er hätte und entbehren könne, zu Gelde machen und dann gut oder übel nach Palermo zu dem alten Abbate zu kommen suchen und — Unterricht geben.

Die nächste Frage war nun: was entbehrlich sei? Die mathematischen Instrumente? Unmöglich! Er brauchte sie zu seinem Vorhaben. Die Kleider? Er hatte seine früheren, unscheinbaren verschenkt; die andern konnte er nicht missen. „Ich hab's!“ rief er endlich erfreut. Das Schachbret! — Dies ist entbehrlich. Die Verzierungen sind nicht ohne Werth. Fünf oder sechs Zechinen würde ein Liebhaber gewiß dafür zahlen. —

Wie unwillkürlich öffnete er das sammetne Futral, welches das Schachbret enthielt. Er wollte es noch ein Mal betrachten, um den Werth desselben ab-

zuschätzen. Sein Auge fiel dabei auf die Papiere, die wie zum Schutz vor Beschädigung in die Vertiefung des Deckels gelegt waren. Mechanisch blickte er darauf und schlug sie eben so unwillkürlich auseinander. Er ward aufmerksamer als er bemerkte, daß wohl ein Duzend kleine Schachbretter darauf gezeichnet waren und bei jedem sich eine Anzahl Züge notirt fanden, welche den Stand des Spiels darstellten. Die Figuren waren mit ein paar Federzügen marquirt. Längere Zeit blickte Anastasio darauf, ohne zu wissen, was das Ganze zu bedeuten habe. Endlich erblickte er eine ziemlich unleserliche flüchtige Randbemerkung von der Hand des Doctors Neri. Sie lautete:

„Untrügliche Methode, jedes Spiel im Schach mit Sicherheit zu gewinnen.“

Anastasio erinnerte sich, daß er oft mit dem Doctor Schach gespielt, aber niemals eine einzige Partie zu gewinnen im Stande gewesen sei.

Obwohl zu nichts in der Welt weniger als eben jetzt zum Schachspiel aufgelegt, ward doch seine Aufmerksamkeit rege. Er blickte mit Interesse auf die verschiedenen Züge; sie waren nach einer seltsamen, anscheinend unvorsichtigen, aber wie es sich bald zeigte ganz zur Verlockung des Gegners geeigneten Methode combinirt. Je länger Anastasio die Sache studirte, je mehr nahm sein Interesse zu. Es schien ganz gleich, wer den ersten Zug hatte; immer leitete sich das Spiel nach und nach in das nämliche Gleis, und ehe es sich der Gegner versah, war er matt. Auf den verschiedenen kleinen Schachbrettern war das Spiel in eben so viel verschiedenen Phasen dargestellt, aber wie solche auch untereinander abwichen, das Resultat war dasselbe. Gab es einen Unterschied, so war es der, daß der entscheidende Schlag auf drei oder vier verschiedene Methoden herbeigeführt werden konnte, jedoch so oder so, er konnte nicht fehlen, er kam unfehlbar.

Das Ganze der Sache erregte das Interesse des jungen Mannes in einem so hohen Grade, daß er mehrere Stunden bei dem Studium des Spieles zubrachte und fast ohne es zu wollen, es sich auf eine überaus lebendige und anschauliche Weise einprägte. Endlich fiel ihm indeß ein, daß es wohl Zeit sein könne, seinem Wirth die verlangte Zahlung einzuhändigen. Seufzend griff er nach dem Beutel mit den neunundvierzig Zechinen, er schleuderte die Papiere auf den Tisch, und indem er das Schachbret in das Fusteral legte, nahm er es unter den Arm, um es dem

Wirth für den Preis von sechs Zechinen anzubieten. Er fand denselben im Kreise von sechs oder acht jungen Männern, die zu den täglichen Besuchern der Herberge gehörten. Es war ihm unangenehm, mit dem Wirth über den fehlenden Zechin in Gegenwart Jener zu reden, er zählte demnach das Geld auf den Tisch und sprach wie überrascht:

„Siehe da! Ich habe ein Goldstück in meinem Zimmer liegen lassen und werde es Euch hernach zustellen. — Dabei wollte ich Euch und den Herren ein sehr hübsches Schachspiel, ein Prunkstück, zeigen und zugleich fragen —“

„Ob Jemand Lust hat, ein Spiel zu machen?“ rief Signor Pescatini, das blühende Gold zusammenstreichend. „Versteht sich! Und damit der verehrte Cavalier sich um des einzelnen Zechins wegen nicht zu bemühen braucht, so dächte ich, wir machten ihn zum Gegenstande eines Spieles.“

„Er wird sich doppelt bemühen müssen!“ rief Einer der Anwesenden lachend. „Ihr seid ein sehr geübter Schachspieler.“

„Wir wollen es darauf ankommen lassen,“ versetzte Anastasio, indem er überlegte, daß es im Grunde einerlei sei, ob er einen Zechin oder zwei bezahle, da er Letzteres doch nur durch den Verkauf des Schachbretts zu bewirken im Stande und es ihm angenehm war, so bald eine Probe mit der Methode des Doctors anstellen zu können.

Das Spiel begann. Anastasio that den ersten Zug. Er richtete sich ganz nach der vorgeschriebenen Methode, er verlor bald einige Bauern, bald aber kam der entscheidende Zug, der Gegner ging in die Falle und in Kurzem war die Partie gewonnen.

„Per Baccho!“ schrie der Gastwirth, indem er sich heftig vor die Stirn schlug, und die Andern lachten. „Mich auf so leichte Weise fangen zu lassen. — Es gilt das Doppelte, Signor, und — Ihr habt den ersten Zug.“

Mit Bedacht that Anastasio den ersten Zug. Das Spiel dauerte etwas länger. Keine der vorausgesetzten Combinationen wollte eintreten; endlich begann man von beiden Seiten lebhafter zu werden. Man schlug mehrmals.

„Schach dem Könige!“ rief Anastasio plötzlich.

„Matt! — Ihr seid matt, Signor Pescatini! —“

„Seht Ihr nicht?“ riefen Mehrere der Zuschauer aus vollem Halse lachend.

„Bin ich denn heute toll oder betrunken!“ schrie der Eigenthümer des „pesce“ in komischer Wuth. — „Bohlan, Cavalier, es gilt den sechsfachen Einsatz!“

„Ganz wie Ihr wollt!“ rief Anastasio, immer größeres Vertrauen zu den Berechnungen Neri's fassend.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Der erste Luftschiffer in Constantinopel.) Das Steigen eines Luftballons war noch vor zwanzig Jahren in Constantinopel ein unbekanntes Schauspiel und der erste kühne Luftschiffer, der sein Glück im Oriente versuchte, ein junger schöner Engländer, Namens Harris. In Pera wohnte damals ein mingrelischer Wein- und Liqueurhändler, der eine einzige Tochter hatte, deren Schönheit und Sanftmuth allgemein gerühmt wurde. Die Gerüchte von dieser Schönheit setzten das Herz des Engländers in Flammen, der aber auch zugleich die Vortheile berechnete, die er haben mußte, wenn eine orientalische Schönheit an seiner Cassé sitze, und die Entréebillets verkaufe. Er ging zu dem Weinhändler und hielt um dessen Tochter an. Die Mingrelrier sind von Haus aus größtentheils Christen, die unter russischer Botmäßigkeit stehen. Harris war damals mit Geld wohlversehen, er hatte Empfehlungen von seinem Gesandten, der ihm das Wort rebete. Der Verbindung also stand nichts im Wege. Seine Schwiegereltern konnten sich freilich keinen rechten Begriff von seinem Stande und Gewerbe machen. Sie dachten aber, ein englischer Luftschiffer müsse ein hoher Posten sein; die Vermählung ward vollzogen und Harris verliebte sich sterblich in seine junge Frau, so daß er an die Ausübung seines Gewerbes lange nicht dachte. Aber seine Cassé erschöpfte sich, und er ließ endlich in Constantinopel bekannt machen, daß er gen Himmel fliegen würde.

An den paradiesischen Begräbnißplätzen von Pera, im Angesichte des Meeres von Marmora, sollte der Ballon steigen. Der Großsultan hatte sich eingefunden und saß mit seinem glänzenden Gefolge unter einem kostbaren Zelte; eine unabsehbare Menge von Türken, Armeniern, Griechen u. s. w. drängte sich um die Schranken, die der Ballon fast zur Hälfte überragte.

Der alte Mingrelrier trat noch einmal zu seinem Schwiegersohne, um ihn vor einem so ruchlosen Unternehmen zu warnen; aber Harris lächelte und wollte eben die Gondel besteigen, als auch Zaide, seine Frau, sich ihm zu Füßen warf. „Wir sind erst so kurze Zeit verheirathet,“ flehte sie „und schon willst Du mich verlassen? Laß mich wenigstens Dein Schicksal theilen und nimm mich mit Dir.“ — Harris überlegte einen Augenblick und prüfte den Wind, dann hob er seine junge Gemahlin in die Gondel, folgte ihr und der Ballon stieg. — Die Muselmänner sahen mit Bewunderung, wie europäische Industrie

ihre Wärrhenträume verwirklichte, sie jauchzten und applaudirten wie trunken von Opium. Harris streckte jetzt beide Arme aus und feuerte seine Pistolen ab, dann reichte er seiner Gattin die türkische Fahne, er selbst ergriff die englische, und eng umschlungen schlangen sie die Fahnen in dem azurblauen Aether. — „Ach!“ seufzete die Mutter Zaide's, als selbst der Ballon ihren Augen entschwunden war, „sie sind im Himmel. Wir werden unsere Kinder nicht wieder sehen!“ — „Und sieh nur,“ sprach der Mingrelrier, auf die Cassé zeigend, „welch einen Haufen Gold und Silber sie uns hinterlassen haben!“ — Aber schon am folgenden Tage kehrte das Paar zurück zum Staunen aller Türken, die steif und fest geglaubt hatten, der Engländer sei mit seiner Frau lebendig in den Himmel geflogen.

(Eine Fabrik alter Gemälde.) Ein kürzlich verstorbenen Gemäldekenner hat eine Warnung für Gemäldefreunde hinterlassen, aus welcher wir Folgendes mittheilen. In Modena besteht eine Fabrik von Copien alter Meister aller Schulen, die man für Originale verkauft. Man geht dabei allerdings äußerst sinnreich zu Werke, und der erfahrenste Kenner kann hier getäuscht werden. Die Betrüger nehmen z. B. ein Gemälde von Rafael und copiren dasselbe mit der größten Sorgfalt und dem bewundernswürdigsten Geschick. Die Leinwand, deren sie sich bedienen, ist alt. Die großen Meister copirten sich bekanntlich häufig selbst, aber nie ganz selavisch. So machen es auch diese Betrüger, welche Veränderungen anbringen, die Hände z. B. anders legen, dem Gewande eine andere Farbe geben etc. Nach dieser ersten Operation wird das Gemälde in eine sehr warme Dachkammer gebracht, wo es schnell trocknet. Ist das geschehen, so überzieht man das Gemälde mit einer gewissen weißen Masse und malt darauf ein anderes Bild aus dem achtzehnten Jahrhunderte, absichtlich incorrect. Dieser zweiten Farbensicht giebt man wiederum durch künstliche Mittel ein alterthümliches Aussehen, bedeckt das Bild überdies wohl gar mit Spinnweben und faßt es in einen alten schlechten Rahmen. Alle Gemäldehändler von Bologna, Neapel und Rom versorgen sich aus dieser Fabrik in Modena und haben besondere dunkle schmutzige Läden, in welchen sie jene Bilder aufstellen. Die Fremden suchen da alterthümliche Gegenstände, und wenn ihr Blick auf ein solches altes Bild fällt, wenn sie den Verkäufer fragen, so weiß er immer treuherzig ein Märchen zu erzählen, wie er einen besonderen abergläubischen Werth auf das Bild lege, das sein Vater von dem und dem Cardinal etc. gekauft habe. Die Farbensicht sei so dick, er glaube, daß irgend ein werthvolles Gemälde darunter verborgen sei. Dadurch wird die Neugierde der Fremden erregt, sie erbieten sich wohl, die Kosten der Reinigung zu tragen und, wenn wirklich ein Meisterwerk hervorkomme, den Gewinn mit dem Verkäufer zu theilen. Nun geht es ans Werk; das obere Bild verschwindet und es kommt ein anderes prachtvolles zum Vorschein. Man hat einen Rafael entdeckt! Um sicherer zu gehen, läßt man einen

Sachverständigen kommen, der aber ein Mitschuldiger ist, und über den unermesslichen Werth des Gemäldes keinen Zweifel übrig läßt. Dann geht es an den Verkauf; der Verkäufer begnügt sich mit einem verhältnißmäßig nicht übergroßen Gewinne und der Fremde zahlt mit Vergnügen, was man verlangt; er besitzt ja ein Werk von Rafael. So sind Engländer, aber auch selbst Kunstkenner hundert Mal betrogen worden.

(Eine Heirath in Rußland.) Am 23. Mai 1843, erzählt die Gazette des Tribunaux, erschien Abends ein junges schönes bleiches Mädchen an der Newa in Petersburg, sah sich ängstlich überall um und warf ein kleines Kind in den Fluß; dann faltete sie betend die Hände und wollte sich selbst in die Flut stürzen, aber ein Muschik, der eben erschien, hielt die Unglückliche in dem Augenblicke zurück, als sie den Sprung wagen wollte. Zwar wehrte sie sich verzweiflungsvoll, um sich den Armen des Retters zu entziehen, aber ihre Kräfte schwanden bald und er konnte sie der Polizei übergeben. Nachdem sie wieder zu sich gekommen, nannte sie ihren Vater und verschwieg auch die Beweggründe nicht, die sie zu dem Verbrechen getrieben hätten. Sie hieß Marie und war die Tochter des reichen deutschen Kaufmanns S. Ein junger Commis ihres Vaters hatte sich in sie verliebt und sie leicht bewogen, ihm Gegenliebe zu schenken. Die beiden Liebenden konnten einander häufig und ungestört sehen und Marie erkannte bald, daß sie Mutter werden würde. Die Verheirathung mit dem Verführer hätte ihr Unglück mildern können, aber der Vater jagte ihn aus dem Hause und verwies die Tochter in ein einsames Gemach, wo sie einen ganzen Winter vertrauerte. Der Kaufmann hatte überdies alle Maßregeln getroffen, die Schande, welche seinem Hause angethan worden, geheim zu halten, und eine Wärterin sollte das Kind gleich nach der Geburt mit sich auf das Land nehmen. Trotz der strengen Aufsicht, unter welcher Marie lebte, gelang es ihr an dem erwähnten Abende, aus ihrem Zimmer und aus dem Hause ihres Vaters zu entkommen, um sich mit ihrem Kinde den Tod zu geben. Wie sie selbst gehindert wurde, ihren Plan aufzugeben, haben wir erzählt. Der reiche Kaufmann S. bot nun sein halbes Vermögen für die Rettung seiner Tochter, aber die Justiz blieb unerbittlich, sie wollte sich nicht erkaufen lassen. Die unglückliche Marie wurde zu einundvierzig Knutenhieben verurtheilt, die dem schwachen Mädchen offenbar den Tod geben mußten. Es gab für die Arme nur noch eine Rettung, denn das russische Gesetzbuch bestimmt, daß wenn die Tochter eines Kaufmanns aus der ersten oder zweiten Gilde verurtheilt ist, und ein Edelmann will sie heirathen, die Knutenstrafe in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien verwandelt werden kann. Wo aber diesen Retter, diesen Edelmann finden? Obwohl es in Rußland genug arme Adelige giebt, so sind doch alle stolz, und es ließ sich also nicht hoffen, daß einer von ihnen für Geld die Schande auf sich nehmen würde. Trotzdem ließ S. in der Stadt bekannt machen, daß er dem Edelmann, der seine Tochter heirathen wolle, dreihunderttausend

Rubel auszahlen würde. Keiner erschien und S. konnte durch sein Geld nichts weiter als einen erneuten Aufschub der Vollziehung der Strafe an seiner Tochter erlangen. Acht Tage waren ihm zum letzten Male bewilligt worden und sieben davon bereits vergangen. Schon gab die Familie die Hoffnung auf, als ein junger Mann aus armer aber adeliger Familie, der trotz seiner Talente fortwährend von Unglück verfolgt worden war, in dem Gefängnisse erschien und mit der Verurtheilten zu sprechen verlangte. Die sonst so schöne Marie war kaum noch zu erkennen. Der Fremde betrachtete sie lange schweigend und fragte sie endlich sanft, was sie veranlaßt habe, ihr Kind zu tödten.

„Ich war von Sinnen und wollte mit ihm sterben,“ antwortete sie. Dann erzählte sie ihm mit rührender Einfachheit wahr und reuevoll ihre Geschichte. „Ach!“ schloß sie, „ich fürchte den Tod nicht; ich habe ihn verdient und wünsche ihn; aber,“ setzte sie schauernd hinzu, „ich fürchte mich vor dem Schmerz, ich fürchte mich vor der Kute.“

Der Fremde zögerte nicht länger, drückte theilnehmend die Hand der Unglücklichen und zeigte dem Richter seinen Entschluß an, die Verurtheilte zu seiner Frau zu nehmen. Nachdem sie am nächsten Tage in der Gefängnis-Kapelle getraut worden waren, verließen sie in der folgenden Nacht St. Petersburg und schlugen mit dem Gelde und dem Segen des Kaufmanns S. den Weg nach Tobolsk ein, von wo sie nie wiederkehren werden, denn Sibirien ist das Grab der Lebendigen.

Generalcorrespondenz.

Guzkow hat in Leipzig mit seinem neuen Lustspiele „das Urbild des Tartüffe“ einen Triumph gefeiert, über den wir uns in doppelter Hinsicht freuen können, einmal, daß es dem geistvollen und fleißigen Dichter gelungen ist, nach manchen mißlungenen Versuchen ein vortreffliches Bühnenstück zu schaffen, und dann, weil das Publicum den Beweis lieferte, daß es der Spectakelopern und faden Poffen endlich überdrüssig ist und den lebendigsten Antheil an dem höheren Drama nimmt, so bald ihm nur etwas Gutes geboten wird. Das Theater war bei den Vorstellungen dieses neuen Stückes Guzkow's so gefüllt wie selten. „Das Urbild des Tartüffe“ behandelt die Intrigen, welche der Präsident Lamoignon spielte, um die erste Aufführung des Tartüffe von Molière zu verhindern. —

Spontini, dessen Eitelkeit namentlich Heine so vortrefflich gegeißelt, hat nun etwas vor seinem gefürchtetsten Nebenbuhler Meyerbeer voraus und wird jetzt ruhiger schlafen können. Der Papst hat ihn nämlich in den Grafenstand erhoben und ihm den Titel „Graf von San Andrea“ gegeben. Der Componist besitzt in den römischen Staaten Güter. Ein Wunder ist diese Erhebung eines Künstlers nicht, wenn auch eine Seltenheit; aber ein wirkliches Wunder ist in Rom geschehen, einer der

reichsten Bankiers nämlich, Domenico Valentini, ist in das Kloster gegangen. —

Der Abbé de l'Épée, einer der größten Wohlthäter der Menschheit, da er bekanntlich den Taubstummen die Sprache gab oder doch die Methode erfand, durch welche diese Unglücklichen jetzt unterrichtet werden, scheint keine irdische Belohnung für sein segensreiches Wirken gefunden zu haben, denn die Pariser Zeitungen erzählen jetzt, seine einzige Nichte sei vor einigen Tagen in der äußersten Dürftigkeit — im Hospital gestorben. —

In Berlin gewinnt ein gefährliches Fieber täglich an beunruhigender Ausbreitung. Es hat große Aehnlichkeit mit dem Eizfieber, das vor einiger Zeit dort herrschte, und wird Jenny-Lind-Fieber genannt von der schwedischen schönen Sängerin Jenny Lind, welche Meyerbeer für die königl. Bühne gewann und die alle bisher bekannten großen Sängerinnen übertreffen und die Vorzüge der Sonntag, der Schröder-Devrient u. in sich vereinigen soll. —

Noch immer kommen auf dem Meere von Zeit zu Zeit grauenhafte Ereignisse vor, welche an die schrecklichsten Vorfälle in der Zeit erinnern, als die Schiffahrt die jetzige Ausbildung bei weitem nicht erreicht hatte. So meldet ein Schreiben von der polynesischen Insel Tahaina: „Drei amerikanische Matrosen waren in einem Boote, das sie den Eingeborenen weggenommen hatten, von dem Schiffe Ontario entflohen und ruderten nach der Insel Hawaii zu. Nachdem sie drei Tage und drei Nächte alle ihre Kräfte angestrengt hatten, ohne Land erreichen zu können, waren sie durch Hunger und Arbeit so erschöpft, daß sie nicht länger rudern konnten. Vierundzwanzig Stunden später trieben sie die Wellen an die Felsenriffe von Lanai, die sie nicht zu erklettern vermochten. Der Hunger war so groß geworden, daß sie loosen mußten, welcher von ihnen sterben und von den beiden Andern gegessen werden sollte. Das Loos traf einen gewissen Olief, den seine Cameraden mit Steinen erschlugen. Sie aßen ein Stück von seinen Schultern und nachdem sie durch dieses graue Mahl sich gestärkt hatten, erklimmten sie den Felsen und trafen auf Wilde, die ihnen Speise gaben und sie in ihren Böten wieder nach Tahaina brachten. Hier wurden sie wegen Todtschlags und Entwendung vor Gericht gestellt, von der ersten Anklage freigesprochen, wegen der zweiten aber zu einer Geldstrafe verurtheilt. Da sie diese aber nicht bezahlen konnten, mußten sie am Baue einer Landstraße arbeiten. —

Wir haben in unsern Modenberichten in den letzten Wochen häufig erzählt, daß der Pelz dieses Jahr zu den modischsten Artikeln gehöre; es dürfte deshalb wohl auch an der Zeit sein, einmal von den Leuten zu sprechen, welche die größte Menge der Pelzwaaren zusammenbringen. Es giebt eine große

englische Handelsgesellschaft, welche die Hudson-Bai-Compagnie heißt, fast das Monopol des amerikanischen Pelzhandels besitzt, alle Jahre ungeheuren Gewinn macht und, wie die ostindische Gesellschaft in Indien, im Norden des amerikanischen Festlandes für England ein neues Reich gründen wird, zu dem sie bereits den Grund gelegt hat. Die Gesetze dieser Handelsgesellschaft sind von der Art, daß die schrecklichsten Dracos mild und väterlich gegen sie erscheinen. Die Compagnie, durch einen Ausschuß oder höchsten Rath vertreten, übt eine unbeschränkte Gewalt aus, und hat das Recht über Freiheit und Leben aller ihrer Diener und Beamten, welchen Grad sie auch inne haben mögen. Die unteren Beamten haben ihrerseits wieder dieselbe Gewalt über ihre Untergebenen und das Recht über Leben und Tod desjenigen, welcher in irgend einer Weise die Gesetze der Compagnie übertreft. Die Jäger und Fallensteller (Trappers), welche im Dienste der Gesellschaft stehen, sind fast sämmtlich Schotten oder Canadier, welche sich auf eine kürzere oder längere Zeit verdingen. Sie sind zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Jede Handlung der Insubordination wird mit dem Tode bestraft. Ferner hat die Gesellschaft unter den Caräbenstämmen Nordamerikas die fürchterlichste Slavery eingeführt. Jeder Jäger wird auf seinen Ausflügen von zwei oder drei Sclaven begleitet, über deren Leben er unbeschränkt verfügen kann. Ein Indianer wird mit zehn bis zwanzig wollenen Decken bezahlt; eine Indianerin ist theurer. Stirbt ein Sclave binnen weniger als zwei Monaten nach dem Verkaufe, so muß der Verkäufer die Hälfte des erhaltenen Kaufgeldes zurückzahlen. Diese Jäger nun ziehen in dem wildreichen Norden umher, einzig damit beschäftigt, Pelzthiere zu erlegen und von den Indianern Felle zu erhandeln. In großer Entfernung von einander giebt es Forts oder Comptoirs, wohin die Felle gebracht werden, und jedes Jahr schickt die Gesellschaft eine Expedition ab, welche diese sämmtlichen vorgeschobenen Forts besuchen, sie auf ein Jahr verproviantiren und die aufgestapelten Felle zurückbringen muß. Diese Pelzwaaren werden dann in den amerikanischen Küstenstädten nach England und Deutschland eingeschifft und von den beiden größten Pelzhandelsplätzen Europas, London und Leipzig, wo auch die russischen Pelzwaaren sich sammeln, verbreiten sich diese kostbaren Waaren über die ganze Welt. —

Die russischen Zeitungen finden nicht Worte genug, um die Pracht des Begräbnisses des Dichters Kytrow zu beschreiben, welcher vor Kurzem in Petersburg starb. Dem Sarge folgten fünfhundert Equipagen; auf der Brust trug der todted Dichter einen Blumenstrauß, den die Kaiserin gesandt hatte, und an der Isaakskirche empfing der Kaiser selbst den Sarg, der hier von acht — Generalen getragen wurde. —